

»Bevor er Rabbi wurde, war er Antisemit«

Die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit
in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur

In seinem Buch *Von den Deutschen* macht sich der Schriftsteller Georg Klein auf vielfältige Weise über das Thema ‚Gedächtnis und Erinnerung‘ lustig. „Heute Mittag“, läßt er etwa einen namenlosen Ich-Erzähler berichten, „als wir unser Gepäck ausladen, trat, von zwei Pflegern gestützt, ein alter Herr vor das Taxi. Mit zitternden Händen betastete er den verchromten Stern, wollte wohl etwas zu diesem ihm wichtigen Markenzeichen sagen, aber nur Speichel kam über seine Lippen und tropfte auf die Kühlerhaube. Die Pfleger ließen ihren Schützling in schönster Gelassenheit gewähren, sie nickten, als verstünden sie zu lesen, was dem Greis ins aufgeregte Gesicht geschrieben stand. Und als der Taxichauffeur Anstalten machte, dem immer heftigeren Zerren der gichtigen Hände am Kühlerzeichen Einhalt zu gebieten, trat einer der Pfleger dazwischen, bat entschieden, ihren Schützling die begonnene Erinnerungsarbeit zu Ende leisten zu lassen, und versprach, eine Geldbörse zückend, alle eventuell entstehenden Kosten kulant zu begleichen.“¹ So sarkastisch diese Szenerie auch beschrieben ist, selbst der Ton bei Georg Klein wird ernst, sobald er auf den Genozid an den europäischen Juden zu sprechen kommt: „Als ehemalige Geschichtslehrerin nach vierzig Jahren Schuldienst“, heißt es am Ende seiner Erzählung *Unsere lieben Toten*, „hat sie verstanden, daß man sich seine Toten nicht ausleihen kann – den einzelnen nicht und keine Millionen. So groß und bedeutsam ist kein Massaker, daß zwischen dem Vorstellungsvermögen der lebenden Hirne und der Historie ein Austausch zustande käme, der den Toten Gerechtigkeit widerfahren ließe.“²

Die Überlegung, daß Gerechtigkeit für die Opfer nicht zu haben sei, ist auch das Thema von Hartmut Langes 1986 erschienener Novelle *Das Konzert*. In ihr begegnen sich nach ihrem Tod die Täter und die Opfer dessen, was wir seit der Ausstrahlung der gleichnamigen amerikanischen Fernsehserie ‚Holocaust‘ nennen. In Langes Roman wollen die Täter sühnen, und das Konzert eines jungen Pianisten, der wegen seiner jüdischen Herkunft ermordet wurde,

soll ein Zeichen der Versöhnung setzen. Der Pianist muß dabei feststellen, daß es ihm an ausreichender Reife mangelt, um Beethovens Klaviersonate op. 109 adäquat spielen zu können. Diese Reife ist nur im Leben zu gewinnen, in dem von Lange beschriebenen Jenseits jedoch nicht mehr zu erlangen.

Daß sich nicht rückgängig machen lasse, was geschehen sei – darin sind sich beide Autoren zwar einig, Georg Klein aber dient 2002 diese Einsicht anders als Hartmut Lange sechzehn Jahre zuvor dazu, die inflationäre Zunahme der Gedenkdiskurse durch seinen Erzähler als eine „Geschichtsreligion“ zu kennzeichnen, die durch „Erinnerungsjunkies“ und „Gedächtniskrämer“ am Leben erhalten werde.³ Sein so boshaft wie kunstvoll gestalteter Überdruß steht wie Martin Walsers umstrittene Klage über eine nur vermeintlich im Namen der Moral immer wieder geschwungene „Auschwitz-Keule“⁴ in einem frappierenden Kontrast zu Befunden der amerikanischen Germanistin Ernestine Schlant. In ihrem 1999 in den USA, 2001 in Deutschland erschienenen Buch *Die Sprache des Schweigens* mit dem Untertitel „Die deutsche Literatur und der Holocaust“ versuchte sie zu zeigen, „daß die Deutschen trotz des immer größer werdenden verfügbaren Wissens um den ‚Holocaust‘ individuell und kollektiv bisher nicht fähig waren, die begangenen Verbrechen durchzuarbeiten und zu betrauern.“⁵

Dazu untersucht Schlant unter anderem Werke von Heinrich Böll, Alfred An-

dersch, Alexander Kluge, Günter Grass, Peter Härtling, Hanns-Josef Ortheil, Hermann Lenz, Gert Hofmann, Peter Schneider und Bernhard Schlink. Sie alle, lautet ihr Befund, haben ganz entschieden zu wenig Trauerarbeit geleistet. Im Werk von Günter Grass fehle es etwa an wirklicher „affektiver Anteilnahme“ und „einführender Phantasie“, es zeuge allenfalls von einem „intellektuellen“ Interesse an den jüdischen Opfern. Das zeige sich allein an der großen Zahl von Seiten, auf denen in seinen thematisch einschlägigen Texten kein Jude erwähnt werde. Gute Literatur verlange zudem nach einer moralischen und ganz und gar unzweideutigen Haltung. Die aber fehle, und das nicht nur bei Grass, sondern mit verschwindend wenigen Ausnahmen (beispielsweise Wolfgang Koeppens *Tod in Rom* und W.G. Sebalds *Die Ausgewanderten*) in der gesamten deutschen Nachkriegsliteratur.

Schlants Buch wurde von einflußreichen amerikanischen Germanisten wie Sander L. Gilman und Walter Hinderer⁶ sowie von Hanno Loewy⁷ als eines der wichtigsten Bücher zur westdeutschen Kultur seit dem Fall der Mauer gepriesen. Das ist deshalb erstaunlich, weil der Autorin der Beweis für ihre These nur um den Preis höchst fragwürdiger Ausschlüsse gelingt. Zunächst werden wichtige Texte wie die 1954 veröffentlichte, 1962 dramatisierte und im selben Jahr auch fürs Fernsehen verfilmte Novelle *Das Brandopfer* von Albrecht Goes geflissentlich übersehen. Sodann ignoriert Schlant, obwohl sie den Kollektivsingular „die Deutschen“ verwendet, die Literatur der DDR, und zwar vollständig. Der in 28 Sprachen übersetzte Buchenwald-Roman *Nackt unter Wölfen* (1958) von Bruno Apitz, der allein in der DDR eine Auflage von über einer Million Exemplaren erzielt hat, oder Franz Fühmanns Erzählband *Das Judenauto* (1962) zählen nach Schlants Verständnis nicht zur deutschen Literatur. Des weiteren vernachlässigt sie sämtliche Bücher von Remigranten. Hätte sie ihre Aufmerksamkeit nicht ohnehin ausschließlich auf Prosatexte gerichtet (weshalb bei ihr Gedichte, zum Beispiel *Letzte Stunde* oder *Was wissen die Toten* von

Marie Luise Kaschnitz, keine Rolle spielen), gehörte ein so erfolgreiches und für die Diskussion der 1940er und 1950er Jahre so wichtiges Drama wie Carl Zuckmayers *Des Teufels General* ebensowenig zur deutschen Literatur wie das 1955 uraufgeführte KZ-Drama *Alle Tore bewacht* von Ingeborg Drewitz. Auch Werke österreichischer Autoren geraten nicht in den Focus ihrer Wahrnehmung, obwohl dort eine große Zahl von Schriftstellern auf die NS-Zeit reagiert und der Diskussion in Deutschland damit entscheidende Anstöße gegeben hat. Auch alle deutschsprachigen Autoren jüdischer Herkunft werden bei ihrer Untersuchung nicht berücksichtigt. Schriftsteller wie H.G. Adler, Paul Celan, Elias Canetti, Erich Fried, Wolfgang Hildesheimer, Nelly Sachs, Jurek Becker, Edgar Hilsenrath, Ruth Klüger, Barbara Honigmann oder Robert Schindel haben zwar, zum Teil sogar als Schullektüre kanonisierte, Werke zum Thema verfaßt. Aber sie gehören für Schlant zu den Opfern, während sie sich nur für die „Täterliteratur“ interessiert.

Dieser Begriff von „Täterliteratur“ schreibt mit der Unterscheidung von „den Deutschen“ und „den Juden“ unversehens ein rassistisches Ideologem unter umgekehrten moralischen Vorzeichen fort. Er impliziert zudem die These von der Kollektivschuld aller Deutschen an den NS-Verbrechen, und folgerichtig werden die Werke des 1927 geborenen Günter Grass, von dem bislang keine kriminellen Handlungen in den Jahren bis 1945 bekannt geworden sind, von Schlant ohne Zögern der „Täterliteratur“ zugerechnet. Für die Mitteilung solch offenkundig hanebüchenen Unfugs gibt es ein prosaisches, ganz und gar unwissenschaftliches Motiv: Ernestine Schlant, die 1935 als Ernestine Baumeister in Passau geboren wurde, ist Ehefrau von Bill Bradley, dem zur Zeit der Veröffentlichung ihres Buches in den USA erfolgreicheren der beiden demokratischen Kandidaten für das Amt des amerikanischen Präsidenten. Manche Zeitungen sahen in ihr bereits die künftige „First Lady“. Da sowohl Bradley als auch Al Gore die einflußreiche jüdische Wählerschaft umwarben, wobei es unter anderem um die finanzielle und militärische Unterstützung der nicht zuletzt durch den Massenmord an den Juden legitimierten Politik Israels ging, war *Die Sprache des Schweigens* mindestens so sehr ein Beitrag zum Wahlkampf ihres Mannes wie er einer zur Literaturwissenschaft sein sollte.

Schlant steht mit der kollektiven Verurteilung „der“ Deutschen keineswegs

allein. Der emeritierte Hamburger Literaturwissenschaftler Klaus Briegleb unterscheidet in seinem Buch *Missachtung und Tabu*, das im Untertitel „Eine Streitschrift zur Frage: Wie antisemitisch war die Gruppe 47?“ ankündigt, ebenfalls zwischen „den“ Deutschen und „den“ Juden als ob es in diesem Land niemals einen „Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens“ gegeben hätte, der so deutschnational war, daß Kurt Tucholsky seine Mitglieder als „deutsche Staatsjuden bürgerlichen Glaubens“ verspottete.⁸ Briegleb räumt zwar ein, auch deutsche Schriftsteller jüdischer Herkunft wie Erich Fried und Wolfgang Hildesheimer hätten der Gruppe 47 angehört, er glaubt aber, sie seien nur als „nützliche Idioten“ für einen nur „rudimentär von Hans Werner Richter aufrechterhaltenen deutschkulturellen Assimilations-Anschein“⁹ instrumentalisiert worden. Auf diese Weise stützt auch Briegleb seinen Gegenstand erst zurecht, um dann eine Abrechnung zu präsentieren, die nicht ohne beträchtlichen Rest aufgeht.

Um seiner Argumentation folgen zu können, muß man zunächst bereit sein, das angebliche Schweigen über den Genozid an den europäischen Juden als ganz und gar untrüglichen Beweis für einen verdrängten Antisemitismus zu werten. Gerade die „nahezu absolute Unauffälligkeit“¹⁰ dieses Themas ist ihm nämlich der sichere Beweis einer „verdeckten Unredlichkeit“,¹¹ eines „angestregten Desinteresses“.¹² Und das, obwohl Hans Josef Mundt, ein frühes Mitglied der Gruppe 47, einmal erklärt hat: „Es war absolut nicht auszumachen, wer Jude war, weil es niemanden interessierte, weil niemand danach fragte, niemand darüber sprach.“¹³ Wie sympathisch, denkt man, aber Briegleb findet dieses Verhalten vollkommen indiskutabel.

Man könnte das für eine Ansichtssache halten, spottete nicht seine inkohärente und ans Demagogische grenzende Argumentationsweise jeder wissenschaftlichen Redlichkeit. Briegleb spricht zwar von unbewußten Motiven, aber er verwendet ständig Formulierungen, die ein hemmungsloses Kalkül nahelegen. Heinrich Böll sei etwa „der angenehmste, weil absolut redlichste Philosemit“¹⁴ der westdeutschen Nachkriegsliteratur gewesen, was vom stets „fintenreich“¹⁵ agierenden Richter schamlos ausgenutzt worden sei, als er Böll 1962 „beauf-

tragt“¹⁶ habe, einen Beitrag mit dem Titel „Über das Problem der Juden im Nachkriegsdeutschland“ zu schreiben. Solche vermeintlichen Schachzüge zur geschickten Tarnung können Brieglebs „analytische Entzauberung“¹⁷ aber nicht im geringsten behindern. Mit Hilfe einer Werkzeugkiste voll mit grobschlächtig gehandhabtem psychoanalytischen Instrumentarium, das sich bei den im ‚Holocaust‘-Gedengewerbe Tätigen besonderer Beliebtheit erfreut, wird auch er sofort fündig und nagelt Richter auf eine „politische Primärvereinsamung“¹⁸ im Jahr 1933 fest. Er, der Sozialist, habe sich von Emigranten, hier vor allen Dingen von Juden, im Jahr der ‚Machtergreifung‘ im Stich gelassen gefühlt. Diese traumatische Erfahrung sei der Motor eines nach 1945 nur notdürftig kaschierten Hasses auf alle, die ins Exil hatten fliehen müssen.

Irgendeine Quelle, aus der sich diese Unterstellungen ableiten ließen, bringt Briegleb nicht bei. Und alles weitere im Leben Richters ist ihm nichts als Tarnung. Noch dessen politische Nähe zur SPD in den 1960er Jahren erscheint ihm als taktisches Manöver, um Ressentiments zu kaschieren: Keine Partei, so schreibt er, „schien [...] kraft Antikommunismus, Intellektuellen-Feindlichkeit und linkem

Schein, geeigneter zu sein, Richters ‚eigentliche‘ Politik zu stützen und zu verschleiern.¹⁹ Sofern sie nicht selbst unter ähnlich traumatischen Erfahrungen wie Richter gelitten hätten, sei dieser Kurs von allen anderen Mitgliedern der Gruppe 47 aus linkem Korpsegeist mitgetragen worden. Auf Dokumente, die geeignet wären, diese These zu belegen, kann sich Briegleb auch diesmal nicht stützen. Es bleibt bei Annahmen und psychoanalytischen Ableitungen, bei denen eine programmatisch konfuse Darstellung und ein keinen Widerspruch duldender Gestus Beweiskraft ersetzen soll.

Auch die 1952 in Hessen geborene Autorin Esther Dischereit hält „die“ Deutschen wie Daniel Goldhagen²⁰ mit ganz wenigen Ausnahmen für „willige Vollstrecker“. Von Schuld sind in ihren Augen auch „die“ Nachgeborenen nicht freizusprechen. „Natürlich gibt es keine Sippenhaft“, betont Dischereit zwar. „Aber es gibt doch ein wirkungsvolles Weitergeben von Werten einer Generation an die nächste und auch die Verfolgung familiärer Interessen durch die Nachkommen.“²¹

In diesem Weltbild sind Neuorientierungen aufgrund rationaler Einsichten oder aus emotionaler Abscheu nicht vorgesehen, selbstverständlich auch keine Generationenkonflikte, jedenfalls keine, die tradierte moralische Dispositionen unterminieren. Und so kann Dischereit „Prügel, die sie von Schulkameraden bezog [...] viele Jahre später“ eindeutig deren „antisemitischen Elternhäusern zuordnen“, und zwar, ohne trotz des beträchtlichen zeitlichen Abstands wenigstens die Möglichkeit ins Auge zu fassen, daß ihre Mitschüler auch ganz andere Motive geleitet haben könnten.²² Dischereits Vorgehen läßt sich indes mit den Thesen, die die Psychoanalytikerin Anita Eckstaedt in ihrem Buch *Nationalsozialismus in der „zweiten Generation“*²³ formuliert hat, vorzüglich begründen. Sie basieren auf der Annahme einer Weitergabe von Traumata der Täter im familiären Unbewußten. Der Psychoanalytiker Tilmann Moser griff Eckstaedts Thesen auf, als er Literaturkritik als Hexenjagd²⁴ verurteilte, nachdem Ulla Berkéwicz' 1992 erschienener Roman *Engel sind schwarz und weiß* in der deutschen Presse fast einhellig verrissen worden war. Hubert Winkels etwa hatte in der „Zeit“ Berkéwicz' fiktive Tagebuchaufzeichnungen eines begeisterten Angehörigen des Deutschen Jungvolks als „überanstrengte, dauererregte, mit Märchen, Mythen und Mystik vollgesogene und auf-

gespreizte vorgebliche Darstellung eines seelischen Innenraums“ bezeichnet.²⁵ Moser diagnostizierte daraufhin, hier werde nur die verzweifelte Abwehr eines „Faschismus in uns“ sichtbar, ein Befund, der gegen jeden Einwand immun ist, denn Widerstand gegen die Anerkennung einer Verdrängung ist bekanntlich der schönste Beweis für ihr Vorhandensein.

Es ist nicht erstaunlich, daß sich auch Ernestine Schlant dieser letztlich zirkulären Beweisführung bedient, wenngleich sie sich nicht auf Eckstaedt oder Moser bezieht, sondern auf Alexander und Margarete Mitscherlichs Buch *Die Unfähigkeit zu trauern* aus dem Jahr 1967, und zustimmend eine 1990 in den USA erschienene Studie von Eric Santner zitiert, in der es heißt: „Die zweite Generation erbt nicht nur die unbetruerten Traumata ihrer Eltern, sondern auch die seelischen Strukturen, die die Trauerarbeit der älteren Generation überhaupt erst verhindert haben.“²⁶ „Aufgrund dieser Erkenntnis“, kommentiert Ernestine Schlant diese Behauptung, habe Santner „nur düstere Zukunftsaussichten zu bieten, in die er sogar die dritte Generation mit einbezieht.“²⁷ Mit anderen Worten: Ein Ende der Traumatisierung ist nicht in Sicht. Aber wie erklärt sich dann eigentlich die Existenz des 1981 erschienenen Romans *Ein Unglücksfall* des Büchner-Preisträgers Wolfdietrich Schnurre oder des 1995 veröffentlichten Romans *Flughunde* von Marcel Beyer? Was ist mit Klaus Stillers *M.* (1970), Herbert Rosendorfers *Deutscher Suite* (1972), Rolf Hochhuths *Eine Liebe in Deutschland* (1978), Christoph Meckels *Suchbild. Über meinen Vater* (1980), Carola Sterns *In den Netzen der Erinnerung* (1986), Werner Fritschs *Cherubim* (1987), Renate Finckhs *Nachwuchs* (1987), Erich Hackls *Abschied von Sidonie* (1989), Doron Rabinovicis *Suche nach M.* (1997), die alle die NS-Zeit zum Thema

haben. Man kann die Reihe der Beispiele problemlos bis ins dritte Jahrtausend unserer Zeitrechnung verlängern, indem man etwa auf Katharina Hackers *Der Bademeister* (2000), Alois Hotschnigs *Ludwigs Zimmer* (2000), Sibylle Knauss' *Evas Cousine* (2000), Judith Kuckarts *Lenas Liebe* (2000), Anna Mitgutschs *Haus der Kindheit* (2000), Melitta Brezniks *Das Umstellformat* (2002), Birgit Bauers *Im Federhaus der Zeit* (2003), Ulla Hahns *Unschärfe Bilder* (2003), Uwe Timms *Am Beispiel meines Bruders* (2003) oder Dagmar Leupolds *Nach den Kriegen* (2004) hinweist. Von der intensiven Auseinandersetzung mit der NS-Zeit zeugen auch die unermüdlichen Bemühungen Elfriede Jelineks, den Sport im allgemeinen und den Bergtourismus im besonderen als Ausdrucksformen einer ungebrochen herrschenden faschistischen Ideologie in Österreich zu entlarven. Ja, man kann sagen: Die versuchte Ausrottung der europäischen Juden, ihre Ursachen, ihre Folgen und ihr gesellschaftlicher Kontext haben in der Gegenwartsliteratur schon seit längerem eine derartige Konjunktur, daß es verwunderlich wäre, wenn nicht längst ein Autor wie Maxim Biller darauf reagiert und das seit Erscheinen des Romans *Operation Shylock* von Philip Roth (1993) sprichwörtlich gewordene „Shoa business“ mit der Short story *Harlem Holocaust* (1998) kalkuliert geschmacklos karikiert hätte. Der Befund einer großen Präsenz dieses Themas gewänne im übrigen noch an Signifikanz, wenn man die Rezeption auflagenstarker Übersetzungsliteratur seit den sechziger Jahren in Rechnung stellte, also der Bücher von Louis Begley, Tadeusz Borowski, Roman Frister, Imre Kertész, Primo Levi, Stella Müller-Madej oder Jorge Semprun. Bei der Fülle der bibliographierbaren Titel ist schon fast zu fragen, ob nicht Wolfdietrich Schnurres Skrupel, sich überhaupt mit dem Thema der Ermordung der Juden im ‚Dritten Reich‘ zu befassen, manchem Autor ganz gut zu Gesicht gestanden hätten. So wäre es sicher kein bedauerlicher Verlust für die deutsche Literatur, wenn die folgende Szene aus Michael Degens Roman *Blondi* nicht geschrieben und veröffentlicht worden wäre: „Meine verzweifelten Übungen, eine gewisse Gleichgültigkeit zu erzielen“, läßt Degen eine Jüdin sagen, die sich in der Gaskammer befindet und, so will es der Autor, bald als Hitlers Schäferhund wiederaufersteht, „ließen meinen Leib zusammenfallen, und nun hing ich zwischen den klebrigen Körpern, die sich dem Sterben auf fatale Weise widersetzen. Nicht nur, dass sie unverständliche Gebete hinausschrien, der männliche

Teil meiner Nachbarn drängte sich mit eregierten (!) Penissen an mich und jemand versuchte, hebräisch Gott anfliehend, zwischen meine Beine zu gelangen, um in einer Art obskurem Todeskampf einen allerletzten Koitus zu ergattern.“²⁸

Wenn man angesichts einer solchen Entgleisung auch daran zweifeln muß, ob die Traktierung von Literatur mit moralischen Ansprüchen nicht hin und wieder auch ihr Gutes hat, so läßt doch eine Reihe von Skandalen dringend geboten erscheinen, bestimmte fast reflexhaft erhobene moralische Forderungen zum literarischen Umgang mit der Zeit des Nationalsozialismus zu überprüfen, für die jene Schlants lediglich ein Beispiel unter vielen sind. Die gefälschten, 1995 im Jüdischen Verlag des Suhrkamp Verlags erschienenen KZ-Erinnerungen *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948* des Schweizer Klarinettenisten und Instrumentenbauers Bruno Doessekker alias Binjamin Wilkomirski lassen die Schwierigkeiten am markantesten deutlich werden. Das Buch erhielt zahlreiche emphatische Besprechungen, wurde zum Klassiker der ‚Holocaust‘-Literatur erhoben und mit renommierten Preisen ausgezeichnet. Nie zuvor waren von KZ-Überlebenden Szenen von solcher Brutalität geschildert worden. Wilkomirski, der bei der Rekonstruktion seiner Kindheits-erinnerungen von dem Psychoanalytiker Elitsur Bernstein unterstützt worden war,²⁹ berichtet zum Beispiel von aufgequollenen Frauenleichen, die zu einem Haufen aufgeschichtet waren, davon, wie der Bauch der obersten sich bewegte, seitlich eine Wunde sichtbar wurde, die plötzlich aufriß und eine blutverschmierte Ratte erkennen ließ, die dann ins Freie huschte.³⁰

Dem 1958 in Israel geborenen Schweizer Schriftsteller Daniel Ganzfried, der 1995 mit *Der Absender* selbst einen Roman über das Überleben nach dem Genozid veröffentlicht hat, waren bei der Lektüre von Wilkomirskis *Bruchstücken* zahlreiche Ungereimtheiten aufgefallen. Bald erfuhr er auch von Gerüchten einer erfundenen Identität und begann schließlich im Auftrag der Schweizer Kulturstiftung „Pro Helvetia“, über den Autor Recherchen anzustellen. Sein Ergebnis: Der am 12. Februar 1941 im Kanton Bern als uneheliches Kind geborene Bruno Grosjean wurde 1945 von dem kinderlosen Ärzteehepaar Doessekker aus Zürich in Pflege genommen und später adoptiert. Er war nie Insasse eines Konzentrationslagers und „kennt Auschwitz und Majdanek nur als Tourist“.³¹

Angesichts dieser Enthüllung wirkt umso skurriler, welche öffentliche Aufmerksamkeit Wilkomirski zuteil geworden war – bis hin zu einer vom Fernsehsender BBC öffentlich inszenierten Begegnung der angeblichen KZ-Insassin Laura Grabowski, die steif und fest behauptete, zusammen mit „ihrem kleinen Binji“ in Auschwitz interniert gewesen zu sein und ihn – trotz der zeitlichen Distanz von mehr als 50 Jahren – sofort wiedererkannt zu haben. „Er hielt sie“, so schilderte Daniel Ganzfried die Szenerie, „in den Armen, authentisch verlegen [...] und erinnerte sich genau – blonde Haare, blaue Augen –, dazu zeichnete er mit den Händen die Form ihres Kopfes in die Luft, während die zierliche, auf einen Gehstock gestützte Laura sich an ihn schmiegte und selig in die Kamera lächelte, weil sie ihren kleinen Binji wieder hatte. Dann schritten sie vors Publikum, die Frau hinkend ans Klavier, er unter der süßen Last der Erinnerung gebückt zur Klarinette, und intonierten das Kol Nidre in der vollen Synagoge von Beverly Hills. Die vordersten Plätze kosteten fünfzig Dollar. Einige zahlten auch mehr. Die Einnahmen kämen der jüdischen Fürsorge zugute, hieß es.“³² Das Publikum war gerührt. Aber es war lediglich Zeuge einer Travestie, denn auch Laura Grabowski war – wie sich bald herausstellte – nie Opfer nationalsozialistischer Verfolgung gewesen.

Der Fall Wilkomirski läßt einige Probleme autobiographischer Texte sichtbar werden. Zunächst: Authentizität ist für dieses Genre konstitutiv. Aber: Authentizität ist keine ästhetische Kategorie. Um die literarische Qualität autobiographischer Texte zu bewerten, müßten wir sie im Grunde genommen lesen, als ob es sich um erfundene Geschichten handelt, müßten also bereit sein, den Text eines Opfers nationalsozialistischer Verfolgung über seine Erlebnisse während der NS-Zeit nach stilistischen Kriterien

zu beurteilen. Das aber führte zu einem moralischen Dilemma. Nicht von ungefähr wurde der Kitsch in Wilkomirskis Aufzeichnungen auch erst Gegenstand literaturkritischer Erörterungen, als ihr rein fiktionaler Charakter feststand. Es ist allerdings auch nicht möglich, vom literarischen Charakter autobiographischer Texte vollends abzusehen und sie als unzweifelhaft beweiskräftige Dokumente zu behandeln. Kein Verfasser von Memoiren ist gegen Irrtum gefeit. „Wir lügen alle“, sagte die Publizistin Margret Boveri beherzt einem jungen Historiker, der sie über ihre Arbeit als Journalistin im ‚Dritten Reich‘ befragt hat. „Wenn ich behauptete ‚Wir lügen alle‘“, erläuterte sie später, „dachte ich weniger an die Gewichtsverschiebungen, die sich im Erinnerungsbild vieler Hitler-Gegner nach 1945, manchmal stärker, manchmal schwächer vollzogen haben, nachdem es ihnen in der Atmosphäre weltweiten Abscheus möglich wurde, ihren eigenen Abscheu vor den Untaten des Dritten Reichs auszusprechen. [...] Ich dachte vor allem daran, daß die Erinnerung an die äußeren Ereignisse, die einmal zu ‚Geschichte‘ werden, in jedem Menschen mit den gleichzeitigen persönlichen Erlebnissen aufs engste verknüpft ist. Bestimmte Daten politischer Vorgänge prägen sich ein, weil sie mit einem Geburtstag, einer Reise, einer Operation zusammenfielen, andere entschwinden dem Gedächtnis, weil sie in einer Zeit mangelnder Aufnahmefähigkeit nur gleichgültig registriert wurden. [...] Jeder sieht sich als

Mittelpunkt seiner Welt und beurteilt auch das, woran er selbst beteiligt war, von diesem Mittelpunkt und nicht vom Zentrum des Geschehens her.³³

Das gilt auch für die Verfasser von Tagebüchern (etwa die von Victor Klemperer³⁴) und Briefen (etwa die von Martin Doerry herausgegebenen Lilli Jahns³⁵), denn sie geben nicht das Ereignis selbst wieder, sondern liefern Zeugnisse, die aus bestimmten Beweggründen und mit einer bestimmten Perspektive geschrieben worden sind. Sofern wir das Glück haben, dasselbe Ereignis von verschiedenen Personen geschildert zu bekommen, ergibt sich nicht unbedingt ein klareres Bild, weil wir in der Regel mit unterschiedlichen Akzentuierungen, wenn nicht gar mit Widersprüchen konfrontiert werden. Dann aber sind wir gezwungen, die verschiedenen Darstellungen entweder gegeneinander abzuwägen und eine weitere Variante zu kompilieren oder eine Lesart zu privilegieren oder aber die Widersprüchlichkeiten und Uneindeutigkeiten auszuhalten. In Erich Hackls Roman *Die Hochzeit von Auschwitz*, der auf einem dokumentierten Geschehen basiert, wird dieses Problem auf eindrucksvolle Weise sinnfällig.

Der amerikanische Historiker James E. Young hat in seiner 1988 in den USA und 1992 im Jüdischen Verlag auf Deutsch erschienenen dekonstruktiven Analyse von Beschreibungen des ‚Holocaust‘ auf der ontologischen Differenz zwischen der Faktizität eines Ereignisses und seiner dokumentarischen Tradierung insistiert. Das Beachten dieser Differenz ist vor allem dann wichtig, wenn wir uns der Dokumentarliteratur zuwenden, die in den 1960er Jahren

ihre Blütezeit hatte. Heinar Kipphardt, Peter Weiss und Rolf Hochhuth versuchten damals durch Rückgriffe auf authentische Dokumente die Wahrhaftigkeit ihrer Darstellung zu beglaubigen. Tatsächlich verschleiern sie jedoch nur, daß sie durch ihre Art der Organisation des Materials eine einseitige, vereinfachende Interpretation vorgenommen haben. Dokumentarliteratur, so Youngs Quintessenz seiner anhand von Peter Weiss' Auschwitz-Drama *Die Ermittlung* exemplarisch geführten Kritik, animiere den Leser oder Zuschauer dazu, auf der Grundlage epistemologisch geprägter Erfahrungen so zu handeln, als habe man ihm natürliche, unvermittelte Fakten präsentiert, weshalb Young sie „als zutiefest ideologische Diskursform“ bezeichnete.³⁶

Wenn wir redlich sein wollen, bleibt uns wohl nur die Wahl, dasselbe Maß an gründlicher Quellenkritik bei der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit an den Tag zu legen, die die Literatur- und Geschichtswissenschaften auch sonst für unabdingbar erachten. Wenn demgegenüber Ernestine Schlant eine viel zu geringe Trauerquote in der deutschen Nachkriegsliteratur beklagt, um dann im Verein mit den amerikanischen Literaturwissenschaftlern Andreas Huyssen und Guy Stern von Autoren die Ermöglichung einer emotionalen Identifikation mit den Opfern des ‚Holocaust‘ einzufordern, handelt es sich um nichts anderes als die Aktualisierung der Idee einer Volkserziehung qua Literatur und zudem um den Ausdruck einer rigoros moralisierenden Geschichtsbetrachtung, die weder mit Wissenschaft noch mit Literatur das geringste zu tun hat.

Auch der Hamburger Politikwissenschaftler Peter Reichel zeigt sich in seinem Buch *Erfundene Erinnerung* über „Weltkrieg und Judenmord in Film und Theater“ bereit, weitgehende künstlerische Zugeständnisse zu machen, es auch bei der historischen Faktizität nicht so genau zu nehmen und selbst den Anspruch nach konsistenten Wertungskriterien über Bord zu werfen, wenn nur der – wörtlich – „volkspädagogische Nutzen“ stimmt. „Trivialisierung und Kommerzialisierung des Judenmords“ und „Fehler im Detail“ ließen sich, glaubt Reichel, „kaum vermeiden“, wenn man „ein schwer verständliches Ereignis einem Millionenpublikum nahe-

bringen“ wolle.³⁷ Soviel Nachsicht gewährt er Werken, die seinen normativen geschichtspolitischen Vorstellungen widersprechen, nicht. Dort werden Irrtümer und Fehleinschätzungen moniert, obwohl sie zum Entstehungszeitpunkt und unter Berücksichtigung der Entstehungsbedingungen oft kaum vermeidbar gewesen sind. Selbst Forderungen, die man in der verstaubten Mottenkiste des ‚Sozialistischen Realismus‘ endgültig begraben glaubte, feiern bei ihm plötzlich fröhliche Urständ, sobald es nur um richtige Trauer- und Sühnearbeit geht. In Zuckmayers *Des Teufels General*, so bemängelt Reichel zum Beispiel, seien die Figuren „untypisch“.³⁸ Mal ganz abgesehen davon, daß das nicht stimmt: Käme jemand ernsthaft auf die Idee zu fragen, ob Hamlet, Wallenstein oder Iphigenie „typisch“ sind? Reichel liefert mit seinem Buch zwar einen bislang konkurrenzlosen Überblick über die filmische und theatrale Auseinandersetzung mit der Ermordung der Juden während der NS-Zeit, zuweilen kommt er einem aber vor wie der Kulturfunktionär Schnell in Heinar Kipphardts Satire *Shakespeare dringend gesucht*: „In diesem Stück“, echauffiert Schnell sich dort, „kommt ein Aktivist vor, der seine Frau betrügt! In diesem Stück – wird von einem hohen Parteifunktionär gesprochen, der Bier trinkt. [...] Ist es für einen Aktivist typisch, seine Frau zu betrügen? Ist es für einen hohen Parteifunktionär typisch, Bier zu trinken? Es ist untypisch, absolut untypisch!“

Viele Fiktionalisierungen des Massenmords an den Juden mögen im Sinne Reichels für eine Emotionalisierung taugen, sind aber literarisch und intellektuell nicht nur belanglos, sondern vermutlich sogar gefährlich, denn auf die Dauer erzeugen sie im besten Falle Gleichgültigkeit gegenüber der historischen Faktizität der Todesfabriken. Der Schriftsteller Norbert Gstrein warnte deshalb in einer im Dezember 1999 gehaltenen Rede vor der Erich-Fried-Gesellschaft in Wien: „Geschichten vor dem Hintergrund des Dritten Reichs, behaupte ich [...], gibt es genug, und ich fürchte tatsächlich, es gibt schon zu viele davon. Lassen Sie mich das bitte erklären, bevor Sie mir vorwerfen, ich würde einstimmen in den Chor derer, die verbreiten, es müsse einmal vorbei sein, man habe sich lange genug damit herumgeschlagen, und es sei höchste Zeit, zur Tagesordnung zurückzukehren, was immer das auch bedeuten mag. Nichts davon, glauben Sie mir, aber es stellt sich trotzdem die Frage, wie man diese Geschichten noch erzählen kann, ohne der Sache bei allem guten Willen am

Thema Rezensionen Forschung Portrait Literatur

Ende doch nur einen schlechten Dienst zu erweisen, und wenn ich Sache sage, meine ich Aufklärung, meine ich Erinnerung. Denn oft haben die Fiktionalisierungen von nicht direkt Betroffenen etwas allzu Glattes, allzu Routiniertes, sind geschenkt, wie man so sagt, weil das Ergebnis ihrer Erzählanstrengung von vornherein klar ist, manchmal nicht mehr als die Wiederholung der Tautologie, daß die Guten gut sind und die Bösen böse, und behaupten Sie nur nicht, wenn es schon nichts nütze, richte das auch keinen Schaden an. Ganz im Gegenteil bin ich überzeugt, es macht aus den vielen Geschichten individuellen Leids konsumierbare Geschichtchen, über die man folgenlos Rotz und Wasser heulen kann, es macht aus der Geschichte ein Spektakel, das allein deshalb nicht auf Anhub erkennbar wird, weil es ein so schreckliches Spektakel ist.“³⁹

Gstrein hat die Genese einer „Rotz-und-Wasser-Geschichte“ und die ihr zugrundeliegenden Denk- und Empfindungsweisen zum Gegenstand seines 1999 veröffentlichten Romans *Die englischen Jahre* gemacht. Er zeigt die Bemühungen einer Frau, die Geschichte des jüdischen Emigranten Gabriel Hirschfelder aus Wien zu vergegenwärtigen. Aufgrund einiger weniger Indizien beginnt sie sein Schicksal mit wachsender Empathie weit mehr zu imaginieren als zu rekonstruieren. Der Leser nimmt Teil an der Entstehung der Fiktion, aber auch an den fortgesetzten Recherchen, die schon bald zu irritierenden Ergebnissen führen. Plötzlich sieht sie sich (und der Leser sich mit ihr) bei einem Gespräch mit einer der drei Lebensgefährtinnen Hirschfelders vor die Frage gestellt, wo genau die Trennungslinie zwischen Fiktion und Wirklichkeit verläuft. Sie registriert unbefriedigende Erklärungen, die sie noch nicht einmal in einem Roman dulden würde, hört von einem jüdischen Opfer, das seine leidvolle Vergangenheit vielleicht nicht ganz erfunden, aber allem Anschein nach reichlich ausgeschmückt hat. Und sie sieht sich einer Zeitzeugin gegenüber, von der ihr nicht ganz klar ist, ob sie manches, was sie berichtet, nicht nur um des Erzählens willen mitteilt. Statt über die Gründe ihrer Irritation nachzudenken, malt sie sich weiter in allen Details das Schicksal Hirschfelders aus. Leser, die mit ihr diese Zweifel ad acta legen, dürften bald wieder wie sie erschüttert sein. Am Ende des Romans entpuppt sich Hirschfelder jedoch als Hochstapler. Der wahre Träger dieses Namens kam bei seiner Deportation von England nach Kanada ums Leben. In seine Identität schlüpfte ein Mann namens Harrasser,

der kein Jude war, seine jüdische Lebensgefährtin den NS-Behörden auslieferte und sich nach dem Zweiten Weltkrieg insgeheim darüber lustig machte, wenn Menschen zu ihm kamen, die „alles auf die gleiche Frage reduzierten, auf die es schon ihre Väter und Großväter reduziert hatten, nur daß sie jetzt nicht mehr direkt gestellt wurde, nicht im Kasernenhofen, und daß auf die falsche Antwort zumindest nicht mehr der Tod stand, sondern ihre schwülstige Wärme, ihr Gesäusel“.⁴⁰ Wenn Günter Anders' These von einem prometheischen Gefälle stimmt, mit der er eine grundsätzliche, in seiner anthropologischen Ausstattung begründete Unfähigkeit des Menschen bezeichnete, wirkliche Trauer umso weniger empfinden zu können, je höher die Zahl der Toten sei,⁴¹ dann sind viele der von Gstrein kritisierten, als Literatur ausgegebenen, tatsächlich aber nur bekenntnishaft vorgetragenen Betroffenheitsbekundungen nicht nur mehr als fragwürdig, sondern verlogen.

Als Begründung für eine emotionsweckende Auseinandersetzung mit dem Massenmord an europäischen Juden wird gern angeführt, sie sei notwendig, um der Wiederholung eines solchen oder eines ähnlichen Verbrechens vorzubeugen. Emotionalisierung befördert jedoch nur eine Distanzierung ohne wirkliche Einsicht in das Geflecht der historischen Ursachen. So sehr es legitim ist, wenn Schriftsteller sich einen Teilaspekt der Zeit nationalsozialistischer Herrschaft zum Thema machen, so problematisch wird dieser Zugriff für den Beobachter des Gesamtdiskurses, wenn er feststellen muß, daß der ‚Holocaust‘ quasi als pars pro toto der gesamten NS-Zeit zu fungieren droht. Wer aber über den ‚Holocaust‘ sprechen will, sollte die Verfaßtheit des NS-Staates insgesamt nicht völlig aus dem Blick verlieren. Oder mit Hermann Lübke gesprochen: „Der Nationalsozialismus ist doch nicht deswegen ein Problem, weil im moralischen Urteil über ihn Unsicherheit herrschte. Das Problem ist vielmehr, ihn bei aller Evidenz des moralischen Urteils über ihn verständlich zu machen.“⁴²

Die Geschichtswissenschaft hat seit Mitte der 60er Jahre mit dem bis dahin gezeichneten Bild vom monolithischen Führerstaat gebrochen und zahlreiche detaillierte Untersuchungen über das breite, von Anpassung bis Resistenz reichende Spektrum an Verhaltensweisen im ‚Dritten Reich‘ vorgelegt, allen voran die sechsbändige, von Martin Broszat initiierte Studie *Bayern in der NS-Zeit*. „Die systematische

Untersuchung der Konfliktzonen des Dritten Reiches zeigt“, so Broszat, „daß Teilopposition, ihre Verbindung mit zeitweiliger oder partieller Regime-Bejahung, daß das Neben- und Miteinander von Nonkonformität und Konformität die Regel darstellten.“⁴³ Wirksamer Widerstand sei darüber hinaus eher pragmatisch-unspektakulär, die antifaschistische Untergrundarbeit von Kommunisten dagegen oft eher fahrlässig, fanatisch und irrational gewesen.

Unser Ideal oppositionellen Handelns orientiert sich an einer Gewissens- und Sittlichkeitsvorstellung, die in einer historisch konkreten Situation mit ihren Bedingtheiten und Unwägbarkeiten eine Zumutung sein kann. Am Ende seiner auf Dokumenten basierenden Erzählung *Abschied von Sidonie*, die von der Geschichte eines in Auschwitz ermordeten Zigeunermädchens handelt, erwähnt Erich Hackl einen Fall, in dem couragiertes Auftreten letztlich eine Deportation verhindert hat. An das Schicksal dieser Frau, so Hackl, müsse kein Buch erinnern, „weil zur rechten Zeit Menschen ihrer gedachten“. Hier kann ich Hackl, dessen Buch zu den wenigen gelungenen fiktionalen Darstellungen einer NS-Opfergeschichte gehört, nicht folgen. Denn die ausschließliche Fixierung auf die Verbrechen des NS-Regimes evoziert ein Bild der Jahre 1933 bis 1945, das diese Zeit enthistorisiert. Die Versuche von Siegfried Lenz in seinem Roman *Deutschstunde*, von Walter Kempowski in *Tadellöser & Wolff*, von Horst Krüger in *Das zerbrochene Haus*, von Uwe Johnson in den *Jahrestagen* oder von Martin Walser in *Ein springender Brunnen*, Alltag in der NS-Zeit aus der Perspektive damaliger Zeitgenossenschaft darzustellen, haben gegenüber den rekonstruierenden Unternehmungen Erich Hackls keineswegs eine geringere Berechtigung oder literarische Dignität.

Die Frage, ob die Zeit des Nationalsozialismus historisiert werden dürfe, gehört zu den umstrittensten Themen der wissenschaftlichen Debatten seit dem sogenannten Historikerstreit,⁴⁴ und sie ist aufs engste verknüpft mit der hier in Rede stehenden Frage einer angemessenen literarischen Darstellung der Jahre 1933 bis 1945. Der Historiker Saul Friedländer hat prinzipiell nichts gegen eine Historisierung einzuwenden, gibt jedoch zu bedenken: „Ein Problem kann aber möglicherweise doch entstehen, nämlich dann, wenn der Ausgang des Forschungsprozesses offen bleibt, ohne dabei gleichzeitig ein klares alternatives Konzept anbieten zu können.“⁴⁵ Worin besteht dieses Problem? Bei einem offenen Forschungsprozess sei nicht auszuschließen, so Friedländer, daß er „zu unerwarteten und ungewollten Ergebnissen“ führe.⁴⁶ Das aber ist das Kennzeichen von Forschung *sui generis*. Jeder Naturwissenschaftler (sehen wir von einem Fall wie dem des Agrarbiologen Lyssenko einmal ab⁴⁷) würde opponieren, wenn man von ihm verlangen würde, er dürfe nur „gewollte“ Forschungsergebnisse zu Tage fördern. Auch jeder Historiker tut das in der Regel ohne Zögern – mit einer Ausnahme: dann, wenn vom ‚Dritten Reich‘ die Rede ist. Denn in Bezug auf die Verbrechen des NS-Regimes wird ein historischer Ausnahmestatus reklamiert; sie seien schlechthin unvergleichbar.

Götz Aly und Susanne Heim haben die These von der Unvergleichbarkeit des ‚Holocaust‘ in einer von Jan Philipp Reemtsmas Hamburger Institut für Sozialforschung finanzierten Studie über die „Vordenker der Vernichtung“ mit dem Argument zurückgewiesen, sie mache Ausschwitz zu einer geschichtlichen Ausnahmesituation, die zusammenhanglos und unerklärlich bleibe. Für Aly und Heim zeigte die Bevölkerungspolitik von weniger ideologisch, sondern vor allem „pragmatisch“ argumentierenden Technokraten einer – wie sie Michael Wildt nannte – „Generation des Unbedingten“⁴⁸ dagegen vielmehr, daß eine aufs bloß Instrumentelle reduzierte Vernunft zweckrational erscheinende Entscheidungen wie die Ermordung von Juden, Zigeunern und politisch Andersdenkenden prinzipiell immer wieder hervorbringen kann.⁴⁹

Die Frage der Vergleichbarkeit und Wiederholbarkeit des ‚Holocaust‘ wirft auch Robert Menasse mit seinem Roman *Die Vertreibung aus der Hölle* auf, ein Buch, das unter anderem von einem ideologisch motivierten Massenmord an

Juden in Portugal zu Beginn des 17. Jahrhunderts handelt, der – so Menasse in seiner Dankrede zur Verleihung des Hölderlin-Preises – gemessen am „Stand der damaligen Bevölkerungsdichte von Europa“ sechs Millionen Opfer gekostet habe.⁵⁰ Menasse vergleicht nicht, und erst recht setzt er nicht gleich. Aber er legt einen Vergleich nahe. Ja, er drängt den Leser geradezu, Vergleiche vorzunehmen. Der Roman gibt jedoch keine Antwort auf die Frage, wie das Ergebnis lauten könnte, sondern er trägt alle Züge dessen, was man ein „offenes Kunstwerk“ nennt. Er ist mithin keine „Rotz-und-Wasser-Geschichte“, auch nicht deren Dekonstruktion, sondern zwingt den Leser, sich selbst einen Reim auf das zu machen, was er gelesen hat. Er setzt nicht fragwürdige emotionale Identifikationsprozesse in Gang, sondern verlangt Mit- und Nachdenken. Ein schönes Beispiel dafür ist sein Inhaltsverzeichnis, das vier Kapitel vorsieht – „Amok“, „Koma“, „Komma“ und „Makom“ –, aber im Text sucht man sie vergeblich. Wo diese Kapitel beginnen und wo sie enden sollen, bleibt also ganz dem Leser überlassen – ein Schachzug, der wohl dazu dienen sollte, für die Lektüre dieses Romans dieselben Gesetze zu reklamieren, denen sich die Historiographie seit Nietzsche bewußt sein könnte: Es ist immer nur der Interpret, der Objektivität behauptet, tatsächlich aber nur seinen Kenntnissen, Bedürfnissen und Interessen entsprechend Zäsuren vornimmt, gewichtet, in Beziehung setzt und mit Bedeutung auflädt.

In seiner Rede zur Eröffnung der Frankfurter Buchmesse 1995, in der er über den Beginn seiner Arbeit am Roman *Die Vertreibung aus der Hölle* gesprochen, und in seiner Dankrede zur Verleihung des Hölderlin-Preises, in der er auf diese Rede mehrfach zurückgegriffen hat, plädierte Menasse entschieden für eine Enthistorisierung der Gegenwart. „Was aber wären wir“, fragte er, „ohne ‚Geschichte‘? Wir wären Zeitgenossen. Die Anerkennung der Unwiederbringlichkeit jedes einzelnen Lebens wäre die einzige Legitimation für all unser Handeln, das in unserer Lebenszeit erreichbare Glück wäre unser Ziel, und unsere Grenze wäre es, dabei keine Wirklichkeit zu produzieren, die als fortwirkende Möglichkeit künftige Generationen bedroht. Ohne ‚Geschichte‘ könnte sich niemand zum Ahnherren einer Politik machen, die die Interessen der Lebenden mißachtet, sich aber mit irgendwelchen Ahnen legitimiert, und genausowenig könnte dann noch das Glück einer Generation geopfert werden für das an-

gebliche Glück der Enkel.“⁵¹ Menasse fordert nicht etwa einen Schlußstrich. Aber er möchte Geschichte grundsätzlich nicht für Gegenwartsinteressen instrumentalisiert wissen. „Nehmen wir an“, heißt es in seinem Vorwort zu Ruth Beckermanns Buch *Jenseits des Krieges*, „daß wir uns heute nicht mehr auf den netten Aperçu von Karl Marx wohligh verlassen wollen, daß die Tragödien sich als Farcen wiederholen – ist dann nicht besser, die Geschichte ruht?“⁵²

Was Martin Broszat 1985 mit seinem *Plädoyer für eine Historisierung des Nationalsozialismus* beabsichtigte, verhält sich weitgehend komplementär zu Menasses Forderung nach einer Enthistorisierung der Gegenwart. Auch Broszat diagnostizierte einen Widerspruch im gesellschaftlichen Umgang mit der NS-Zeit: „Man kann nicht gleichzeitig die Blockade des deutschen Geschichtsbewußtseins durch den Nationalsozialismus bedauern und an seiner Abriegelung gegenüber geschichtlichem Verstehen festhalten. [...] Auch die Pauchaldistanzierung von der NS-Vergangenheit ist noch eine Form der Verdrängung und Tabuisierung.“⁵³

Bei einer historisierenden Betrachtung des Verhaltens von Menschen in der NS-Zeit werden einfache moralische Wertmaßstäbe schnell fragwürdig. Aus diesem Grund machte Bernhard Schlink 1991 eine ambivalente Täterbiographie zum Thema seines Romans *Der Vorleser*. Er handelt von der Liebe eines Jugendlichen zu einer um einige Jahre älteren Frau. Beide verlieren sich schließlich aus den Augen. Aus ihm wird ein Student der Rechtswissenschaft, der seiner ehemaligen Geliebten eines Tages im Gerichtssaal wiederbegegnet. Sie ist wegen Verbrechen angeklagt, die sie als Aufseherin in einem Konzentrationslager begangen haben soll. Die Antwort auf die juristische Frage „Schuldig oder nicht schuldig“ erweist sich schon als kompliziert genug, denn zumindest einmal ist ihre Aussage eindeutig falsch – zu ihren Ungunsten. Noch weitaus diffiziler ist der innere Widerstreit für ihren einstigen Geliebten, der seine Emotionen nicht zu ordnen versteht.

Zu Beginn des Jahres 2002 ist in England heftige Kritik an Schlinks Roman geübt worden. Die schärfsten Einwände formulierte der Literaturwissenschaftler Jeremy Adler, Sohn des KZ-Überlebenden H.G. Adler: Der Fall sei voller Unwahrscheinlichkeiten, überkonstruiert, mißachte elementare Tatsachen. Unter anderem hält er Schlink die Geschichte einer wirk-

lichen Täterin entgegen, jene von Hermine Braunsteiner, einer stellvertretenden Schutzhaftführerin und späteren Oberaufseherin der SS. Sie habe während des Majdanek-Prozesses, dem einzigen Gerichtsverfahren in Deutschland, in dem KZ-Wärterinnen auf der Anklagebank gesessen haben, Kreuzworträtsel gelöst.⁵⁴

Adler verfiel ein literarisches Realismusparadigma, von dessen Einlösung Schlink vielleicht gar nicht so weit entfernt ist, wenn man sich allein seine allzu deutlichen Anleihen bei Erich Frieds Roman *Der Soldat und das Mädchen* vor Augen führt, der auf einem authentischen, allerdings nicht in Deutschland verhandelten Fall basiert. Doch wichtiger ist: Adler verkennt mit dieser Forderung nach Realismus das Schlinks Roman zugrundeliegende, an das 18. Jahrhundert erinnernde Literaturverständnis. Damals bedienten sich die Mitglieder aller wissenschaftlicher Fakultäten gern literarischer Formen, um anhand von fiktiven Fallbeispielen scheinbar unstreitige Positionen einer Art von Test auf Allgemeingültigkeit zu unterziehen. Kriminalgeschichten wie die von Friedrich Schiller herausgegebenen *Merkwürdigen Rechtsfälle* Pitavals sind von juristischen Fakultäten sogar als casuistische Schriften anerkannt worden.

Was die Möglichkeit ambivalenter Täterbiographien betrifft, so gab es bald ein nichtfiktionales Pendant, das den von Schlink in seinem Roman *Der Vorleser* illustrierten Fall einer nichtstatischen Identität bestätigt. Mitte der 1990er Jahre wurde bekannt, daß der renommierte Germanist Hans Schwerte, einer der Exponenten bei der Durchsetzung linksliberaler Bildungsziele in der Bundes-

republik, als Dr. Hans Schneider im ‚Dritten Reich‘ in gehobener Position für das Amt „Ahnenerbe“ der SS tätig gewesen war. Nach dem Zweiten Weltkrieg hatte er den Namen Hans Schwerte angenommen, erneut promoviert und seine Ehefrau nochmals geheiratet. 1965 wurde er ordentlicher Professor der TH Aachen und fünf Jahre später zu ihrem Rektor gewählt.⁵⁵ Juristisch gesehen besteht kein Zweifel an der Identität von Hans Schneider und Hans Schwerte. Ein solcher Identitätsbegriff ist es aber, der in dem Roman des Juristen Schlink als fragwürdig dargestellt wird. Und warum er so fragwürdig ist, das illustriert vielleicht am besten der wohl provokanteste Satz aus Robert Menasses Roman über die Geschichte des Rabbis Samuel Manasseh: »Bevor er Rabbi wurde, war er Antisemit.«⁵⁶

Menasse hat sein Publikum mit der von ihm als Faktum kolportierten (tatsächlich aber mit Musilschem Möglichkeits-sinn erfundenen) Entdeckung verblüfft, Manasseh habe im Blick auf den Genozid an den Juden im Portugal des 17. Jahrhunderts exakt den gleichen Satz wie Theodor W. Adorno nach der Erfahrung des Massenmords an den Juden in der NS-Zeit geprägt: »Was einmal wirklich war, bleibt ewig möglich.«⁵⁷ Von Wilkomirskis Fälschung unterscheidet sich diese fiktive historische Koinzidenz grundlegend, denn sie nebelt den Verstand nicht ein, sondern lenkt den Blick auf die Frage, wie die Welt angesichts der grundsätzlichen Möglichkeit einer Wiederholung von Genoziden einzurichten wäre. Emotionalisierende ‚Holocaust‘-Geschichten vermögen dazu nichts, aber auch gar nichts beizutragen. Sie spielen letztlich nur auf derselben Gefühls-

klaviatur, die auch der Propagandaapparat des Nationalsozialismus virtuos zu bedienen mußte.

Gunther Nickel

lehrt als Privatdozent für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz und ist Lektor des Deutschen Literaturfonds e.V. in Darmstadt. Zusammen mit Johanna Schrön ist er Herausgeber von Carl Zuckmayers *Geheimreport* (Wallstein 2002, dtv 2004), zusammen mit Johanna Schrön und Hans Wagener von Zuckmayers *Deutschlandbericht für das Kriegsministerium der Vereinigten Staaten von Amerika* (Wallstein 2004). Soeben ist von ihm, hrsg. im Auftrag der Deutschen Literaturkonferenz und ebenfalls im Wallstein Verlag erschienen: *Kaufen! statt Lesen! Literaturkritik in der Krise?*

1 Georg Klein: Von den Deutschen. Reinbek: Rowohlt 2002, S. 53 f.

2 Ebd., S. 117.

3 Ebd.

4 Martin Walser: Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1998, S. 9-28, hier: S. 20.

5 Ernestine Schlant: Die Sprache des Schweigens. Die deutsche Literatur und der Holocaust. München: C.H. Beck, 2001, S. 26.

6 Ebd., Klappentext.

7 in der Frankfurter Rundschau vom 24.1.2002

8 Kurt Tucholsky: The Kid. In: Die Weltbühne vom 6.12.1923, S. 565.

9 Schlant: Die Sprache des Schweigens, a.a.O., S. 101.

10 Ebd., S. 23.

11 Ebd., S. 26.

12 Ebd., S. 42.

13 Zit. nach ebd., S. 28.

14 Ebd., S. 71.

15 Ebd., S. 79.

16 Ebd., S. 71.

17 Ebd., S. 93 f.

18 Ebd., S. 86.

19 Ebd., S. 106.

20 Vgl. Daniel Jonah Goldhagen: Hitlers willige Vollstrecker. Ganz gewöhnliche Deutsche und der Holocaust. Berlin: Siedler, 1996.

- 21 Esther Dischereit: Mit Eichmann an der Börse. In jüdischen und anderen Angelegenheiten. Berlin: Ullstein, 2001, S. 147 f.
 22 Ebd., S. 149.
- 23 Anita Eckstaedt: Nationalsozialismus in der ‚zweiten Generation‘. Psychoanalyse von Hörigkeitsverhältnissen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989.
- 24 Tilmann Moser: Literaturkritik als Hexenjagd. Ulla Berkéwicz und ihr Roman „Engel sind schwarz und weiß“. Eine Streitschrift. München: Piper, 1994.
 25 Die Zeit, 8.5.1992.
- 26 Schlant: Die Sprache des Schweigens, a.a.O., S. 27.
 27 Ebd.
- 28 Michael Degen: Blondi. München: Claassen, 2002, S. 10.
- 29 Vgl. Stefan Mächler: Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie. Zürich: Pendo, 2000, S. 101-105.
- 30 Binjamin Wilkomirski: Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948. Frankfurt a.M.: Jüdischer Verlag, 1995, S. 81.
- 31 Daniel Ganzfried: ... alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie. Hrsg. von Sebastian Hefti im Auftrag des Deutschschweizer PEN-Zentrums. Berlin: Jüdische Verlagsanstalt, 2002, S. 118.
- 32 Ebd., S. 124. Bezeichnenderweise ist das „Kol Nidre“ das Bußbekenntnis, das am Vorabend des hohen jüdischen Feiertages „Jom Kippur“ (Versöhnungsfest) gesprochen wird.
- 33 Margret Boveri: Wir lügen alle. Eine Hauptstadtzeitung unter Hitler. Olten, Freiburg i. Br.: Walter, 1965, S. 10.
 34 Berlin: Aufbau, 1995.
 35 Stuttgart, München: Deutsche Verlagsanstalt, 2002.
- 36 James E. Young: Beschreiben des Holocaust. Darstellung und Folgen der Interpretation. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997, S. 110-136, hier: S. 116.
- 37 Peter Reichel: Erfundene Erinnerung. Weltkrieg und Judenmord in Film und Theater. München: Hanser, 2004, S. 24.
 38 Ebd., S. 57.
- 39 Norbert Gstrein: Die Differenz. Fakten, Fiktionen und Kitsch beim Schreiben über ein historisches Thema. In: Büchner. Literatur, Kunst, Kultur, Januar 2000, S. 6-17, hier: S. 7.
- 40 Norbert Gstrein: Die englischen Jahre. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1999, S. 373.
- 41 Vgl. Günther Anders: Die Antiquiertheit des Menschen. München: C.H. Beck, 1956 (Bd. 1), 1980 (Bd. 2).
- 42 Hermann Lübke: Der Triumph der Gesinnung über die Urteilskraft. Berlin: Siedler, 1987, S. 73.
- 43 Martin Broszat: Nach Hitler. Der schwierige Umgang mit unserer Geschichte. München: Oldenbourg, 1986, S. 78.
- 44 Vgl. dazu die Dokumentation „Historikerstreit“. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung. München: Piper, 1987.
- 45 Saul Friedländer: Überlegungen zur Historisierung des Nationalsozialismus. In: Dan Diner (Hg.): Ist der Nationalsozialismus Geschichte? Zu Historisierung und Historikerstreit. Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuchverlag, 1987, S. 34-50, hier: S. 35.
 46 Ebd.
- 47 Vgl. Zores A. Medvedev: Der Fall Lyssenko. Eine Wissenschaft kapituliert. Hamburg: Hoffmann & Campe, 1971.
- 48 Michael Wildt: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes. Hamburg: Hamburger Edition, 2002.
- 49 Götz Aly, Susanne Heim: Vordenker der Vernichtung. Auschwitz und die deutschen Pläne für eine neue europäische Ordnung. Hamburg: Hoffmann & Campe, 1991, S. 491 f.
- 50 Robert Menasse: Igel, Hase und die Lehre des Rabbi. Dankrede zum Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 15.6.2002.
- 51 Robert Menasse: „Geschichte“ war der größte historische Irrtum. Rede zur Eröffnung der 47. Frankfurter Buchmesse 1995. In: Dieter Stolz (Hg.): Die Welt scheint unverbesserlich. Zu Robert Menasses „Trilogie der Entgeisterung“. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1997, S. 27-34, hier: S. 30 f.
- 52 Robert Menasse: Sterbensworte. In: Ruth Beckermann: Jenseits des Krieges. Ehemalige Wehrmachtssoldaten erinnern sich. Wien: Döcker, 1998, S. 9-16, hier: S. 12.
- 53 Broszat: Nach Hitler, a.a.O., S. 172.
- 54 Jeremy Adler: Die Kunst, Mitleid mit denn Mördern zu erzwingen. In: Süddeutsche Zeitung vom 20./21.4.2002.
- 55 Vgl. dazu: Dagmar Barnouw: Die nationalsozialistische Reichsidee: Utopie, Fundamentalismus, Identitätspolitik. In: Gunther Nickel (Hg.), Literarische und politische Deutschlandkonzepte 1938-1949. Göttingen: Wallstein, 2004, S. 117-139.
- 56 Robert Menasse: Die Vertreibung aus der Hölle. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2001, S. 26.
- 57 Menasse: Igel, Hase und die Lehre des Rabbi, a.a.O.